



# Leseprobe

Didier Decoin

**Der Tod der Kitty Genovese**

Roman. Deutsche Erstausgabe

Aus dem Französischen von Bettina Bach

160 Seiten. Gebunden

19,90 € [D] / 20,50 € [A] / 30,50 sFr.

ISBN 978-3-7160-2660-1

Erstverkaufstag: 28. Februar 2011

**ARCHE**  
[www.arche-verlag.com](http://www.arche-verlag.com)

IRGENDWANN ZWISCHEN HALB ZWEI UND ZWEI UHR AM Morgen bog Moseley mit seinem Corvair in die Sutter Avenue ein. Er fuhr in Richtung Queens Boulevard und Yellowstone und suchte die Gegend systematisch nach einem Auto ab, in dem eine Frau saß, allein.

Eine Stunde später sah er endlich einen kleinen roten Fiat mit einer Frau am Steuer. Er hängte sich an sie dran, ohne überhaupt zu versuchen, mehr über die Fahrerin herauszufinden. Er hoffte nur, dass sie tatsächlich auf dem Nachhauseweg war und dass sie nicht allzu weit von der Stelle entfernt wohnte, wo er sie aufgespürt hatte. Es drängte ihn, zur Tat zu schreiten. Es fiel ihm zunehmend schwerer, nach Hause zurückzukehren, ohne sein Vorhaben in die Tat umgesetzt zu haben. Er war dann so frustriert, dass er sich mehrere Tage unwohl fühlte.

Zum Glück für ihn dauerte die Treibjagd nicht lange: Ein Dutzend Blocks weiter, in der Austin Street, verlangsamte der rote Fiat und bog auf den Parkplatz an der Long Island Railroad Station ein.

In der Zeit, die die Fahrerin brauchte, um einen Parkplatz zu finden, die Scheinwerfer auszuschalten, den Motor auszumachen, auszusteigen und das Auto abzuschließen, hatte Moseley seinen Corvair schon achtlos vor einer Bushaltestelle in der Nähe abgestellt. Er überquerte den Parkplatz, ein Jagdmesser – ein drei Wochen zuvor gekauftes deutsches Fabrikat – in der rechten Jackentasche.

Verteidiger Sidney G. Sparrow: War das der Moment, Winston, kurz bevor Sie sich ihr in den Weg stellten, in dem Sie den Entschluss fassten, sie zu töten?

Moseley: Ja.

Verteidiger Sparrow: Warum? Gab es irgendeinen Grund, weswegen Sie sie töten wollten?

Moseley: Nein, es gab keinen bestimmten Grund dafür.

Verteidiger Sparrow: Hatten Sie sie vor dieser Nacht schon jemals gesehen?

Moseley: Nein, noch nie.

Verteidiger Sparrow: Wussten Sie, ob sie Geld bei sich hatte?

Moseley: Absolut nicht.

Verteidiger Sparrow: Spielte es für Sie denn eine Rolle, ob sie Geld bei sich hatte?

Moseley: Nein, eigentlich nicht.

Verteidiger Sparrow: Hatten Sie in diesem Moment vor, sie zu vergewaltigen, Winston?

Moseley: In diesem Moment nicht, nein.

Kitty Genovese sah Moseley den Bruchteil einer Sekunde, nachdem sie den Schlüssel aus dem Schloss des Fiats gezogen hatte. Er stand da, fünfzig Meter von ihr entfernt, vollkommen reglos, alle Muskeln bis zum Äußersten angespannt. Sie nahm sich nicht die Zeit, ihn zu mustern: Ihr war sofort klar, dass er eine Bedrohung darstellte, und sie überlegte, wie sie ihm am besten entkommen konnte.

Seit sie in New York lebte und besonders seit sie im *Ev's Eleventh Hour* arbeitete, hatte Kitty sich eine Reihe von Reflexen angeeignet. Wenn sie überfallen wurde, musste sie ihren Angreifer, bevor er ihr überhaupt so nahe kam, dass sie ihm den

Autoschlüssel ins Auge stechen oder ein Knie in den Unterleib rammen konnte, bereits davon überzeugt haben, dass sie nicht so allein war, wie er dachte, dass sie Schutzengel hatte, die jederzeit vom Himmel herabsteigen konnten, um ihr beizustehen. Diese Engel musste es gar nicht wirklich geben, damit der Trick funktionierte, wichtig war nur, den Angreifer glauben zu lassen, dass die Bedrohung plötzlich die Richtung gewechselt hatte, dass sie von ihr ausging und sich gegen ihn richtete. Kittys Engel konnten die Gestalt eines imaginären Hundes annehmen, der vermeintlich ein Stück hinter ihr herging und den sie nur bei einem kriegerischen Namen wie Warrior, Rebel oder Tiger rufen und herbeizupfeifen brauchte, oder die eines unsichtbaren Polizisten, dem sie nachrief: »Gute Nacht, *officer*, und nochmals vielen Dank für Ihre Hilfe, ohne Sie hätte ich die Straße nie gefunden!«

Heute Nacht würde eine Notrufsäule die Rolle des Schutzengels übernehmen. Sie stand ganz in der Nähe, keine dreißig Meter entfernt, an der Ecke Austin Street und Lefferts Boulevard.

Kitty würde fünf oder sechs Sekunden brauchen, um dorthin zu gelangen, und nur halb so lange, um die kleine blaue Abdeckung mit der Aufschrift *Police* anzuheben und auf den Knopf zu drücken. Und selbst wenn der Telefonist nicht gleich abnahm, würde sie sofort losreden, egal, ob jemand am anderen Ende der Leitung war oder nicht, und mit lauter Stimme sagen: »Ein Überfall Ecke Austin und Lefferts, ich wiederhole, ein Überfall ...« Wenn der Typ rauschgiftsüchtig war und Geld brauchte – und Kitty ging nicht davon aus, dass er auf etwas anderes aus war –, würde das ausreichen, um ihn zu vertreiben, diese armen Junkies ließen sich leicht verunsichern.

Sie nahm Anlauf und sprintete los. Ihre Schuhe klapperten auf dem Asphalt. Moseley nahm die Verfolgung auf. Sie waren etwa gleich alt (Moseley war nur ein Jahr älter als sie), doch Kitty machte größere Schritte. Wenn das hübsche enge Kleid, das sie bei der Arbeit im *Ev's Eleventh Hour* trug, sie nicht behindert hätte, wäre sie ihrem Mörder entkommen.

Sie hatte keine zehn Meter zurückgelegt, als Moseley sie auf der Höhe einer kleinen Buchhandlung einholte, die auch Glückwunschkarten verkaufte. Sie schrie ein erstes Mal »Hilfe!« und rannte weiter. Doch Moseley hielt sein Jagdmesser mit der langen Klinge fest in der Hand und stieß es ihr zweimal in den Rücken.

Weil sie noch weiterlief, drang die Schneide ein, kam aber sofort wieder heraus, ohne ein lebenswichtiges Organ verletzt zu haben.

Für Kitty fühlte es sich so an, als hätte sie sich verbrannt, eine seltsam kalte Verbrennung, wie wenn man mit eisigem Metall in Berührung kommt. Trotz ihres festen Willens, nicht zu stürzen und die Notrufsäule zu erreichen – es fehlte wirklich nicht mehr viel –, gaben ihre Beine nach. Sie fiel nicht nach vorn, sondern sank in sich zusammen und landete auf den Knien, den Oberkörper nach vorn geneigt, in der demütigenden Haltung eines Menschen, der gefoltert wird und seinem Henker den Nacken darbietet.

Aber nur für den Bruchteil einer Sekunde: Weil das Gewicht ihres Kopfes an der Rückenmuskulatur zog, verschlimmerten sich die Schmerzen von den Stichwunden. Kitty hob das Kinn, um sie zu lindern. Sie sah den Mann nicht, der auf sie eingestochen hatte – er stand hinter ihr –, doch sie konnte seinen Schatten im Licht einer Straßenlaterne erkennen. Er hatte die Hand mit dem Messer erhoben, als wollte er noch

mals zustechen. Sie begriff, dass sie keine Chance mehr hatte, die Notrufsäule zu erreichen. Nicht einmal, wenn sie auf den Knien hinrobbte. Der Schatten über ihr würde das nicht zulassen.

Dennoch gab Kitty nicht auf. Sie musste sich nur etwas anderes ausdenken, jede Verteidigungstaktik, die auf eine Flucht ausgerichtet war, vergessen. Ihre Beine gehorchten ihr nicht mehr. Ihre Zehen waren eiskalt, als wäre sie barfuß durch den Schnee gelaufen, und ihre Knie fühlten sich an wie zwei vollgesogene Wattebäusche.

Verletzungen am Rücken sind besonders beunruhigend, weil man sie weder sehen noch zusammenpressen kann und sich die Wunden also meist schlimmer vorstellt, als sie sind. Kitty wusste nicht, wie tief die Klinge eingedrungen war und was sie dabei durchtrennt, zerrissen, zerstört hatte. Sie wusste nur, dass der Schmerz sich ausbreitete, brennend, und einen immer größeren, aber auch immer weniger klar umrissenen Teil ihres Körpers einnahm. Inzwischen, und es war nicht einmal eine Minute her, dass der Mann sie getroffen hatte, strahlten die Schmerzen bis zum Kiefer und zur Hüfte aus.

Genauso groß wie die Schmerzen war jedoch ihre Fassungslosigkeit. Kitty konnte nicht begreifen, warum dieser Mann sie verletzt hatte, weshalb er sie umbringen wollte. Warum musste sie sterben? Womit hatte sie das verdient? Sie zwang sich, darüber nachzudenken, wo und wann sie jemanden so schlecht behandelt hatte, dass sie das verdiente – doch ihr Hirn weigerte sich, weiter in die Vergangenheit zurückzukehren als bis zum ersten Messerstich, und es weigerte sich ebenfalls, ihr irgendeine Form von Zukunft vorzuspiegeln. All ihre Gedanken schienen sich zu bündeln, auf den gegenwärtigen Augenblick zu konzentrieren, als hätte das Grauen keinen

Anfang und kein Ende. Da sie nicht denken konnte, hatte sie auch keinen Einfluss mehr auf ihren Bewegungsapparat. Aber die Tatsache, dass sie sich nicht mehr rühren konnte, hinderte sie nicht daran zu schreien.

Also schrie Kitty wieder, flehte um Hilfe.

Und zum ersten und letzten Mal bekam sie eine Antwort.

Staatsanwalt Frank Cacciatore: Nennen Sie Ihren Namen und Ihre Anschrift.

Mozer: Ich heiße Robert Mozer. Ich wohne in der Austin Street 82-67, in dem Gebäude namens Mowbray House.

Es war irgendwie rührend, wie viel Mühe der Zeuge sich gab, um das richtige Wort für das Geräusch zu finden, das ihn am frühen Morgen des 13. März aus dem Schlaf gerissen hatte. Guila, die Gorki-Übersetzerin, und ich – in einem bescheideneren Maß, seit ich an der Geschichte Haskëls und seines Kartoffelimitats schrieb – konnten beurteilen, wie schwierig es sein kann, das richtige Wort zu finden.

Mozer: Irgendwo da draußen in der Nacht war die Stimme einer jungen Frau: »Helfen Sie mir! Helfen Sie mir!« Aber es war kein Brüllen, und es war auch kein Schrei.

Staatsanwalt Cacciatore: Aber es muss doch ziemlich laut gewesen sein, wenn es Sie aus dem Schlaf gerissen hat, trotz Ihrer geschlossenen Fenster und obwohl Sie im siebten Stock wohnen, Mr Mozer?

Mozer: Ich versichere Ihnen, es war nur so etwas wie ein Gespräch, und einer wiederholte immerzu: »Helfen Sie mir! Helfen Sie mir!«

Staatsanwalt Cacciatore: Und was haben Sie getan?

Mozer: Ich bin aufgestanden und habe aus dem Fenster geschaut.

»Immerhin einer, der nicht liegen geblieben ist«, bemerkte Guila zufrieden. Ich antwortete ihr, das seien doch die Schlimmsten gewesen, die aufgestanden waren und hinausgeschaut hatten, ohne etwas zu unternehmen.

Staatsanwalt Cacciatore: Was haben Sie gesehen?

Mozer: Auf der anderen Straßenseite, vor der Buchhandlung, kniete ein Mädchen, und dieser Typ da (er zeigte auf Moseley) beugte sich über sie.

Staatsanwalt Cacciatore: An der Stelle, von der Sie sprechen, vor der Buchhandlung, also bei der Hausnummer 82-64, steht doch eine Straßenlaterne, oder?

Mozer: Ja. Genau da, im Lichtkegel, war der Typ und beugte sich über das Mädchen. Da habe ich rumkrakeelt.

Staatsanwalt Cacciatore: Sie haben ... Was haben Sie gemacht?

Mozer: Gebrüllt. So etwas wie: »Hey! Hauen Sie bloß ab!« Oder vielleicht auch: »Was machen Sie denn da?«

Moseley seinerseits sagte aus, er habe gehört, wie jemand ihm zurief, er solle *das Mädchen in Ruhe lassen*. Da habe er kurz aufgeschaut, die hohe Front von Mowbray House hinauf, um zu sehen, aus welchem Fenster der Schrei gekommen war – denn es war nicht die Stimme des Herrn gewesen, die ihm geheißen hatte aufzuhören, bestimmt nicht, sondern die eines Mannes. Mehr habe er jedoch nicht wissen wollen, erinnerte er sich, er habe den Schrei gehört, Licht in mehreren Fenstern aufleuchten sehen und einen großen Schreck bekommen.

Mozer: Er hat die Beine in die Hand genommen und ist abgehauen. Er rannte wie ein aufgeschrecktes Kaninchen. Wirklich sagenhaft schnell, wissen Sie. Ich glaube nicht, dass ich je zuvor jemanden so schnell habe rennen sehen!

Staatsanwalt Cacciatore: Und dann ist er aus Ihrem Blickfeld verschwunden?

Mozer: Genau. Er verschwand in Richtung Long Island Railroad Station.

Staatsanwalt Cacciatore: Und die Frau?

Mozer: Die habe ich natürlich nicht aus den Augen gelassen. Sie ist wieder aufgestanden, hat sich umgesehen, so (er ahmte nach, wie Kitty sich zögernd in alle Richtungen umgesehen hatte). Und dann ist sie gegangen. Auf der anderen Seite des Gebäudes, in der Richtung, in die der Typ gerannt war, ist ein Drugstore. Da ist sie um die Ecke gebogen. Danach habe ich sie nicht mehr gesehen.